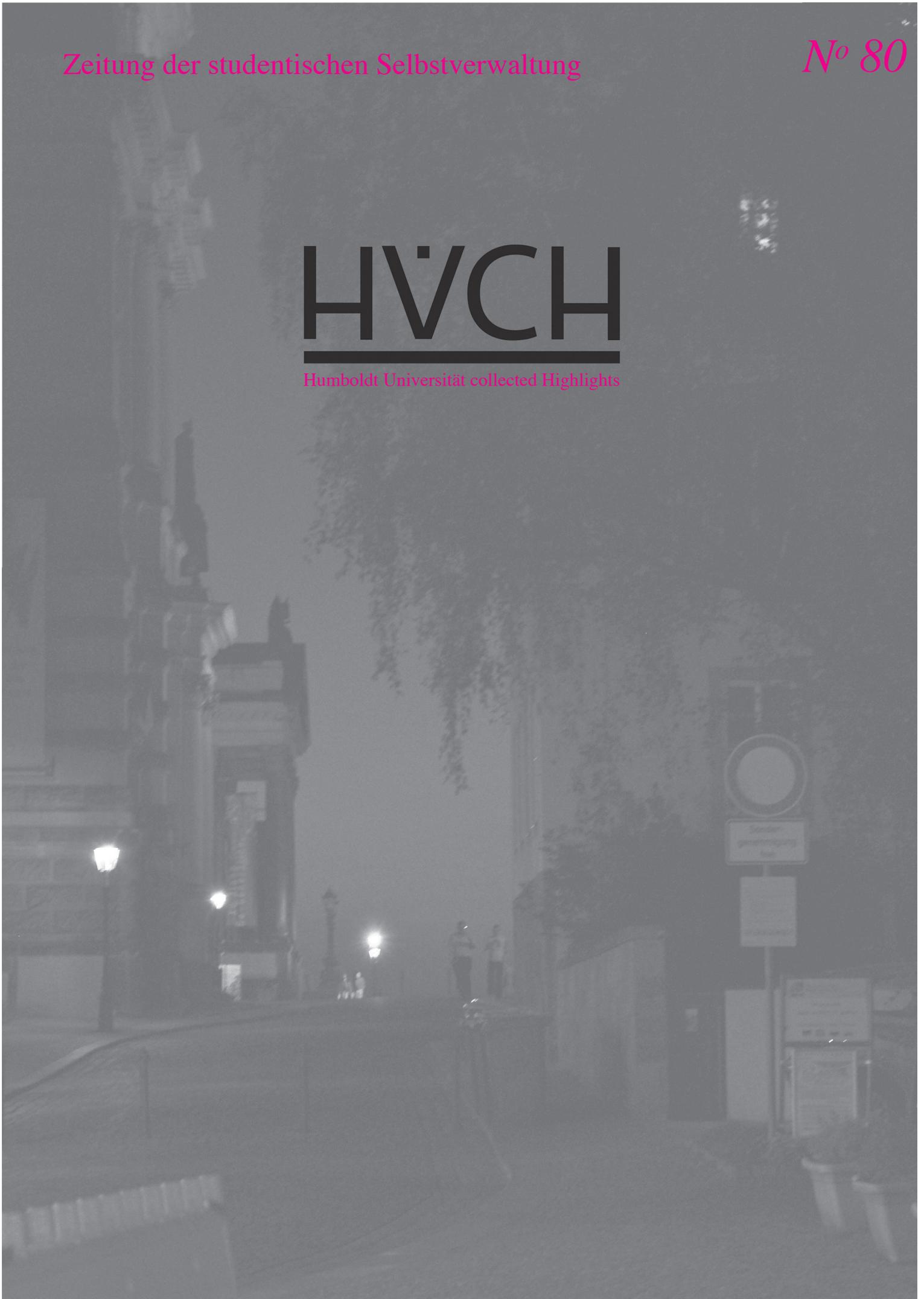


Zeitung der studentischen Selbstverwaltung

Nº 80

HVCH

Humboldt Universität collected Highlights



EDITORIAL

Werte Leserschaft,

macht irgendetwas Sinn? Selbstverständlich tut es das nicht. Sinn, das dürfte spätestens Bastian Sick den meisten eingebläut haben, gibt es oder nicht, Dinge sind sinnvoll oder ergeben Sinn, aber Sinn wird – wenigstens im deutschen Sprachgebrauch – niemals gemacht. Sinnigerweise verhält es sich mit Unsinn genau andersherum. Nichts ergibt Unsinn, Dinge haben keinen Unsinngehalt, sie sind nicht unsinnvoll, aber: Unsinn kann man machen.

Und Leute machen Unsinn, wohin man schaut. In der Ukraine, in Syrien, im Irak, in Mexiko, an den europäischen Grenzen, in Somalia und an ungezählten anderen Orten wird ein Unsinn betrieben, dass es eine wahre Freude wäre. Nun, wenn nicht ganz so viele Menschen dabei draufgingen. Auf den Straßen europäischer und amerikanischer Städte wechseln sich Polizei und Volksmob mit Unsinn ab, als wäre Karneval. Nur bleiben leider keine Luftschlangen zurück, sondern Verletzte und Abgeschobene und mehr Tote.

Nach einem Sommer nicht abreißender Meldungen über den Tod wird sich jede Beschäftigung mit dem Krieg, die an der Oberfläche bleiben muss, gefährlich nah an der Farce bewegen; an intellektueller Kurzatmigkeit verfassten Versuchen, die Katastrophen mit Sinn zu füllen, mangelt es dennoch nirgends. Sich vom allgegenwärtigen Elend das Denken vollends abschneiden zu lassen, wäre dennoch so einfach wie falsch. Selbst in einer Gesellschaft, die den Krieg nur als fernes Donnerrollen hinter den Zeitungen kennt, schlägt das Bewusstsein, dass Zuhören, Denken und Schreiben hier und jetzt, auf sicherer materieller Grundlage noch recht kommod möglich sind, allzu schnell in Paralyse um. Um zu wissen, dass die Schockstarre keine Option ist, braucht man jedoch nicht erst Adornos Satz von der Ohnmacht und der Dummheit zu bemühen.

Folgend finden Sie in diesem Heft wenige Kommentare zum Krieg, ansonsten Notizen zur Gesellschaft, zu den Möglichkeiten der Literatur – und etwas fortgeschrittenen Unsinn.

Weitermachen:

die Redaktion

INHALT

S. 3 Zur Sicherheit der Juden in Europa – Interview mit Günther Jikeli

S. 6 It's complicated! – Kommentar zur internationalen Politik

S. 8 Studieren im Ausland: Santa Cruz (CA, USA) – Communiqué einer ausbleibenden Zukunft revisited

S. 12 Dens Vulturis – Comic

S. 13 Im Umfeld einer Lektüre der Recherche – Essai über Proust, Benjamin und das Schreiben

S. 17 Rencontre – Romanbeginn

S. 20 Odradeks Klassenstandpunkt und die Unmöglichkeit des Möglichen – Notiz über Literatur und ihr Verhältnis zum Staat

S. 22 Termine

»Wenn Eltern um die Sicherheit und Zukunft jüdischer Kinder in Europa bangen, ist das kein gutes Zeichen – weder für Juden noch für Europa.«

Anna Blume sprach mit Günther Jikeli über die gegenwärtigen antisemitischen Ausschreitungen in Europa

Juli 2014: Im österreichischen Bischofshofen muss ein Freundschaftsspiel zwischen dem französischen Erstligisten OSC Lille und dem israelischen Fußballverein Maccabi Haifa abgebrochen werden, nachdem ca. 20 junge Männer mit palästinensischen und türkischen Flaggen gewaltsam das Spielfeld stürmen. In Essen nimmt die Polizei zunächst 14 und eine Woche später nochmals vier Personen vorläufig fest, weil diese verdächtigt werden, einen Anschlag auf die Alte Synagoge geplant zu haben. In Toulouse, Wuppertal und anderen Städten werden Brandanschläge auf jüdische Einrichtungen verübt, in Frankfurt am Main wird Mitgliedern der jüdischen Gemeinde mit Mord gedroht und in Gateshead im Nordosten Englands greifen vier Studenten einen Rabbi an. In Manchester wirft eine Gruppe junger Männer im jüdischen Viertel Eier und Dosen aus einem fahrenden Auto und schreit »Heil Hitler«. Auf pro-palästinensischen Demonstrationen in Paris und Berlin wird »Tod den Juden« und »Jude, Jude, feiges Schwein« offen skandiert und immer häufiger kommt es aus solchen Demonstrationen heraus zu gewaltsamen Übergriffen gegen Juden oder Menschen, die für solche gehalten werden.

Fast immer haben die Täter einen muslimischen Hintergrund, fast immer sind es junge Männer zwischen 15 und 35 Jahren. Welche Gemeinsamkeiten kannst Du bei diesen antisemitischen Ausschreitungen trotz der unterschiedlichen Migrationsgeschichten, ethnischen Hintergründe und landesspezifischen Einwanderungspolitiken in Deutschland, Österreich, Frankreich und Großbritannien ausmachen?

G.J.: Die Welle von offen antisemitischen Plakaten, Skandierungen und vereinzelt sogar tätlichen Angriffen gegen Juden, Synagogen und »jüdische Geschäfte« im Zuge der Pro-Palästina-Proteste im Sommer 2014 in vielen Städten Europas ist in dieser Dimension neu. Nicht ganz so neu, aber dennoch erschreckend ist, dass die »Pro-Palästina« Demonstrationen sich meist als Pro-Hamas und Anti-Israel-Demos entpuppten. Anmelder waren oft palästinensische Vereinigungen, islamistische Gruppierungen und Die Linke. Offener Hass gegen Juden wurde in der Tat häufig von Menschen mit muslimischem und insbesondere arabischem Hintergrund geäußert. »Allahu Akbar!« wurde auf vielen dieser Demonstrationen zum Schlachtruf gegen Israel und gegen »die Juden«. Man sollte sich fragen: warum? Wer genau sind die Täter und warum machen sie das?

Das alte Bild von Juden als Kindermördern ist wirkmächtig und wirkt hier emotionalisierend. Damit der heutige Krieg zwischen Israel und der Hamas aber derart interpretiert wird, muss bereits ein entsprechendes Interpretationsschema, d.h. ein antisemitisches Weltbild vorhanden sein, auch wenn die einseitige Berichterstattung zum Nahostkonflikt diese Interpretation erleichtert oder sogar nahelegt. Die israelische Armee ist nicht gleichzusetzen mit »den Juden« und es ist davon abgesehen nicht die israelische Armee, die vorsätzlich auf Zivilisten schießt, sondern die Hamas – und das aus Wohngebieten, Krankenhäusern, Schulen und Moscheen. Ein antisemitisches Weltbild ist also bei vielen der Demo-Teilnehmer vorhanden. Einige sind beeinflusst von Islamisten, wie man an Fahnen (inkl. Hamas-Fahnen), den teilnehmenden Organisationen und »Allahu Akbar«-Rufen unschwer erkennen kann. Dass es unter Islamisten viele Antisemiten gibt bzw. dass islamistische und antisemitische Ideologien eng zusammenhängen, sollte nicht wundern und ist empirisch belegt. Islamisten haben zudem noch ein starkes »Argument«, das sie ungeniert nutzen: Bestimmte Koranverse rufen zur Feindschaft gegen Juden (und Christen sowie »Ungläubige«) auf. Bei einer wortwörtlichen Koranauslegung, die nach wie vor weit verbreitet ist, gilt das als Beweis, dass Gott die Juden verdammt. Der Erfolg und Einfluss der Islamisten auch in Europa ist sicherlich einer der Gründe, weshalb in Umfragen Menschen, die sich als Muslime definieren, wesentlich häufiger antisemitischen Statements zustimmen als nicht-Muslime. Was selbstverständlich nicht heisst, dass alle Muslime Antisemiten sind.

Welche Unterschiede siehst Du – beispielsweise hinsichtlich der Qualität der Ausschreitungen, der jeweiligen Reaktionen von staatlicher und zivilgesellschaftlicher, ja vielleicht auch muslimischer Seite?

G.J.: Zu pogromartigen Stimmungen, wie dies vereinzelt in Frankreich der Fall war, ist es in der Bundesrepublik zum Glück nicht gekommen. Die jüngsten Ereignisse haben aber dazu geführt, dass Pogrome auch in anderen Ländern Europas wieder vorstellbar werden. Der offene Antisemitismus, wie er sich im Juli bei den Demonstrationen oder gar bei den dschihadistischen Anschlägen in Brüssel im Mai 2014 im jüdischen Museum und in Toulouse im März 2012 in der jüdischen Schule gezeigt hat, wird zum Glück klar von Seiten der Politik, in den Medien und auch von einigen

Repräsentanten muslimischer Communities verurteilt. Damit die antisemitische verbale und physische Gewalt nicht weiter ansteigt, muss jetzt allerdings mehr getan werden. Sicherheitsmaßnahmen müssen verbessert werden, Antisemitismus in jeglicher Form einschließlich des Antizionismus muss geächtet werden und Aufklärung und Bildung müssen so ausgerichtet werden, dass sie antisemitischen Welterklärungen vorbeugen. Außerdem müssen die Täter und der Zusammenhang zum Islamismus klar benannt werden. Das jedoch scheint Tabuthema zu sein. Der Psychoanalytiker Daniel Sibony spricht hier von einem narzisstischen Schuldgefühl als Ursache. In der »Postmoderne« und im »Postkolonialismus« sozialisierte Menschen meinen, Schuld zu sein am heutigen Zustand muslimischer Gesellschaften und damit auch verantwortlich für die Lösung der dortigen Probleme. Diese narzisstische Überheblichkeit in westlichen Gesellschaften erschwert, eben weil sie laut Sibony Kritik am Islam zum Tabu erklärt, eine Auseinandersetzung von Muslimen mit fundamentalen Problemen muslimisch geprägter Gesellschaften, beispielsweise wie mit problematischen, als heilig geltenden Textstellen in der heutigen Gesellschaft umgegangen werden soll.

Nun sind muslimische Jugendliche und junge Erwachsene nicht die Einzigen, die sich antisemitisch äußern und antisemitische Straftaten begehen. Zugleich jedoch werden überdurchschnittliche viele und oft auch besonders gewalttätige Übergriffe von diesen begangen und dies auch nicht erst seit ein paar Wochen. Man denke beispielsweise an die brutale Folter und den Mord an Ilan Halimi in Paris 2006, an die Angriffe auf eine jüdische Tanzgruppe bei einem Hannoverschen Stadtfest 2010 oder die Anschlagsserie in Midi-Pyrénées 2012, bei der drei kleine Kinder und ein Lehrer einer jüdischen Schule erschossen wurden. Was ist das Spezifische am muslimischen Antisemitismus?

G.J.: Man muss hier unterscheiden zwischen Dschihadisten, die aus einer islamistisch-antisemitischen Motivation heraus Terroranschläge planen und ausführen und gewaltbereiten Jugendlichen, die von dieser Ideologie angezogen, beeinflusst und angestachelt sich im Mob oder auch allein auf der Straße stark genug fühlen, ihre Ressentiments gegen Juden auszuleben. Wie Du sagst, sind es längst nicht nur Menschen mit muslimischem Hintergrund, die sich antisemitisch äußern. Nach wie vor geht antisemitische Gewalt in Deutschland von Nazis und anderen Rechtsextremen, aber auch von Linken aus. Verbale Gewalt kommt aus allen Schichten und politischen Lagern. Die Ursachen sind vielfältig, bei Muslimen wie bei nicht-Muslimen. Dazu gehören Projektionen, vereinfachende Welterklärungen, autoritäre Strukturen und durch Kultur und Sprache tradierte Stereotype. Das Spezielle, das beim muslimischen Antisemitismus hinzukommt, ist der Bezug auf »den Islam« – identitär, theologisch, mit Fragmenten heiliger Schriften und auf die Geschichte des Islams bezogen. Am ersichtlichsten ist die Begründung von Judenfeindschaft mit bestimmten Koranstellen oder den im Islam ebenfalls heiligen Hadithen, Erzählungen über das Leben Mohammeds. In der Geschichte, angefangen mit den Eroberungen Mohammeds, gab es zahlreiche Beispiele der Unterdrückung und des Massenmords an Juden. Eine systematische Unterdrückung von Juden in muslimischen Ländern fand über Jahrhunderte statt – auch wenn Pogrome wesentlich seltener waren als im christlichen Mittelalter. Juden (und Christen) wurden als Menschen zweiter Klasse behandelt, d.h. mit anderen Rechten und Pflichten versehen als Muslime. Dies alles hat sich bei einigen dazu verfestigt anzunehmen, dass Juden prinzipiell Feinde der Muslime seien. Bei einer starken Identifizierung mit dem Kollektiv »der Muslime« führt das dann zu einer Übernahme dieser Vorstellung: »Juden sind meine Feinde.« Anlässe wie der Nahostkonflikt werden dann hierbei als Bestätigung gesehen.

Welche Rolle spielt das jeweilige soziale Umfeld für diesen? Ich denke da an muslimische Communities, Moscheeverbände, bestimmte Imame, Jugendclubs und andere soziale Einrichtungen... Natürlich aber auch an Satellitensender wie den hisbollahnahen Al-Manar.

G.J.: Viele Moscheeverbände in Deutschland sind offiziell »gegen Antisemitismus«, was nicht heisst, dass man beispielsweise in ihren Buchläden keine antisemitischen Schriften findet. Hinzu kommt, dass die allerwenigsten bereit sind, antisemitische Vorstellungen ihrer Gemeindemitglieder zu kritisieren oder gar jüdenfeindliche Texte im Koran und anderen heiligen Schriften kritisch zu interpretieren. Der Antizionismus dient nach wie vor oft als Deckmantel für Antisemitismus, ebenso wie eine Parallelisierung von so genannter »Islamophobie« und Antisemitismus. Eine Ausnahme bilden oft alevitische Verbände mit einer sehr liberalen Koranauslegung. Bei dem in vielen Bundesländern jetzt sukzessive eingeführten Islamunterricht sollte sehr genau hingeschaut werden, welches Bild vom Islam vermittelt wird. Problematische Textstellen müssen angesprochen und kontextualisiert werden, sonst sind Islamisten glaubwürdiger, die auf diese Textstellen als Wort Gottes pochen. Wesentlich relevanter für die Verbreitung antisemitischer Vorstellungen ist aber das soziale Umfeld, Freunde und Familienmitglieder. Leider konnte in soziologischen Studien festgestellt werden, dass sich in bestimmten sozialen Kreisen eine antisemitische Norm gebildet hat, d.h. Judenfeindschaft wird als normal angesehen und jemand der oder die sich gegen Antisemitismus ausspricht oder negativen Vorstellungen über Juden widerspricht, bildet eine Ausnahme. Antisemitismus als Norm schlägt sich auch in der Sprache nieder, beispielsweise in der Verwendung von »Jude« als Schimpfwort. Diese selbstverständliche Ablehnung alles Jüdischen findet sich nicht nur unter Menschen mit muslimischem Hintergrund, aber eben auch. Eine Zustimmung zu antisemitischen Statements ist unter Muslimen wesentlich häufiger zu finden, als unter nicht-Muslimen, wie

zahlreiche Studien auch unter Berücksichtigung von Faktoren wie sozialer Schicht, Bildung, Migration, etc. belegen. In islamistischen Organisationen nahestehenden arabischen und türkischen Medien inkl. der Filmindustrie ist Antisemitismus zudem keine Seltenheit und trägt ebenfalls zu dessen Verfestigung bei.

In der wissenschaftlichen Forschung werden die aktuellen Vorfälle häufig heruntergespielt. So sehen einige Antisemitismusforscher beispielsweise weder eine Veränderung des Antisemitismus noch ein lawinenartiges Anwachsen in Deutschland. Zugleich jedoch liest man von tausenden französischen Juden, die »lieber in Israel im Bunker als am Boulevard in Paris«¹ leben und von deutschen Juden, für die »(...) nicht mehr viel (fehlt), bis wir das Gefühl bekommen werden, es wäre besser unsere Koffer zu packen.«² Wie beurteilst Du die aktuellen Entwicklungen? Kann man von einer neuen Qualität antisemitischer Gewalt sprechen und falls ja, welche Ursachen würdest Du für diese ausmachen?

G.J.: Die antisemitischen Vorfälle haben eine neue Dimension erreicht, spätestens mit dem Terroranschlag auf die jüdische Schule in Toulouse. Die Auswirkungen auf jüdische Communities in ganz Europa sind erheblich. Bis zu dem Anschlag haben sich viele Eltern gesagt: »Wenn der Antisemitismus in den öffentlichen Schulen zu stark wird, können wir unsere Kinder ja auf eine jüdische Schule schicken, dort sind sie sicher.« (Der zunehmende Antisemitismus war in vielen Fällen in Deutschland und Frankreich ein Grund, weshalb die Anmeldungen in jüdischen Schulen stark stiegen.) Dieses Gefühl der Sicherheit in jüdischen Einrichtungen ist nun nicht mehr der Fall, auch wenn die Sicherheitsvorkehrungen verschärft werden.³ Wenn Eltern um die Sicherheit und Zukunft jüdischer Kinder in Europa bangen, ist das kein gutes Zeichen – weder für Juden noch für Europa. Der Anschlag in Brüssel auf das jüdische Museum, ein europaweiter Anstieg antisemitischer Gewalt in den letzten 15 Jahren und jetzt der offene und in Gewalt umgesetzte Antisemitismus auf der Straße in zahlreichen Städten verstärkt dieses Unsicherheitsgefühl.

Oftmals wird muslimischer Antisemitismus mit Verweis auf die Diskriminierungserfahrungen der Täter oder den »Nahostkonflikt« und einer angenommenen Identifizierung mit den Palästinensern entschuldigt oder aber aus Angst davor, Diskriminierungen zu schüren, erst gar nicht thematisiert. Gelegentlich werden sogar antisemitische Übergriffe nicht zu Anzeige gebracht, weil die Opfer die strafrechtlichen Konsequenzen für den Täter fürchten. Wäre es statt dieses Paternalismus nicht angebrachter, muslimische Antisemiten ernst zu nehmen, sowohl mit dem was sie sagen und tun als auch als Subjekte, die weder als Antisemiten geboren noch dazu verdammt sind, solche zu bleiben? Und hätte nicht hier genau wissenschaftliche Forschung wie auch soziale Arbeit anzusetzen?

G.J.: Dem kann ich so nur zustimmen. Es fällt nach wie vor vielen schwer, darunter auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, zu sehen, dass es tatsächlich auch heute noch Antisemiten gibt. Die können trotzdem sympathische Seiten und selbstverständlich auch ihre eigenen Probleme haben. Wenn jemand aber Juden beschimpft oder deren Tod wünscht, denn darauf darauf läuft der Antisemitismus hinaus, dann sollte man das ernst nehmen und nicht reflexartig nach Entschuldigungen suchen.

Vielen Dank für das Interview.

Günther Jikeli ist Fellow am Centre nationale de la recherche scientifique, Paris, sowie am Moses Mendelssohn Zentrum in Potsdam. Er ist Autor von »Antisemitismus und Diskriminierungswahrnehmungen junger Muslime in Europa« (Klartext 2012) und Mitherausgeber von »Umstrittene Geschichte – Ansichten zum Holocaust unter Muslimen im internationalen Vergleich« (Campus 2013).

¹ <http://www.spiegel.de/panorama/gesellschaft/juden-aus-frankreich-wandern-wegen-antisemitismus-nach-israel-aus-a-982388.html>

² <http://www.rp-online.de/nrw/panorama/juedisches-leben-in-nrw-drohungen-gegen-kindergarten-und-synagoge-aid-1.4411451>

³ Dies belegt sehr deutlich eine Umfrage im Auftrag der Fundamental Right Agency der EU von November 2013, http://fra.europa.eu/sites/default/files/fra-2013-discrimination-hate-crime-against-jews-eu-member-states-0_en.pdf

IT'S COMPLICATED!

Fast noch possierlicher als diejenigen, die sich mit ihren „Free Palestine“-Rufen vorgeblich auf die Seite der Unterdrückten schlagen und in Wahrheit schon ganz genau wissen, wen und was sie damit unterstützen, finde ich ja diejenigen, die sich aus dem Ganzen raushalten wollen – wehewehe, man weiß ja nicht, wer da wirklich die Guten sind, evtl. bleibt sogar an mir was hängen, wenn ich mich einseitig solidarisiere, können wir das hier in Europa überhaupt alles recht durchschauen? Das sieht dann so aus, daß man entweder „den Nahostkonflikt“ beklagt, als objektives Faktum, als Naturschauspiel, auf das man keinen Einfluß hat, wie den Monsun oder den Borkenkäfer. Aus diesem Lager stammt dann die Phrase von den „Hardlinern auf beiden Seiten“. Oder man legt ganz pathetisch die Hände in den Schoß, und beklagt die unergründliche Komplexität der Materie - ignoramus, ignorabimus.

Denn es ist ja auch kompliziert. Auf der einen Seite haben wir eine Demokratie, in deren Talkshows Vertreter sämtlicher Parteien, gerade auch der arabischen, allabendlich die Verhältnismäßigkeit von „Protective Edge“ diskutieren, wo es eine Friedensbewegung gibt und eine atheistische Linke, und wo sich die Regierung für jeden Toten, gleich auf welcher Seite, vor den Wählern verantworten muß - auf der anderen einen unter Räuberbanden aufgeteilten und vom arabischen Ausland in Geiselhaft genommenen Gesamtschlum, in welchem schon das Kinder-TV zum Judenhaß aufstachelt, wo für tote Juden Kopfgelder bezahlt und auf den Straßen Süßigkeiten verteilt werden, wo es keine Opposition gibt und keine unabhängigen Medien, so wie etwa Haaretz, die Lieblingsquelle deutscher Antizionisten; ein Regime, nicht zuletzt romantisiert und gestützt vom antisemitischen Mainstream in weiten Teilen Europas.

Da fällt es natürlich schwer, eine moralisch 100%ig propere Entscheidung zu treffen, gerade auch vor dem Hintergrund, daß man nur ja keine Angst vor dem Islam fördern möchte, eine Religion, die offenkundig besonders schutzbedürftig ist, sich auch nicht selber schützen kann. Aber natürlich, die antiislamischen Ausschreitungen der letzten Woche sind wirklich entsetzlich, teilweise stellen sich Pro-Israel-Gruppen den judenkritischen Friedensfreunden sogar in den Weg oder provozieren, indem sie Kippa tragen oder bei Maccabi Fußball spielen. Ich finde es wirklich zauberhaft, wie diese Autoren ihre europäischen Sensibilitäten herumtragen – gute Güte, ich ertrage diese ganze Komplexität nicht! -, dennoch aber intellektuell ernstgenommen werden möchten.

Und wo die Autoren wenigstens ihr Nichtwissen eingestehen, haben sie stets das traditionelle Rüstzeug im Gepäck – sie sprechen vom „Ghetto“ Gaza (und vermessen es in Fußballfeldern, oy vay! Gaza hat eine Bevölkerungsdichte, die etwas über der von München liegt), zitieren ganz unparteiisch israelische „Greuelthaten“, wenn sie sie nicht „Völkermord“ heißen, glauben zudem meist genau zu wissen, was passieren muß - Zwei-Staaten-Lösung, Rückzug aus den besetzten Gebieten. Nur fürs Protokoll: Als sich Israel das letzte Mal irgendwo zurückzog, begann der unausgesetzte Raketenregen, dessen Existenz manche Autoren sogar großmütig anerkennen.

Aber die deutsche Moral, weiß Gott! Die muß halt immer wirklich jesumäßig sein, mit allen Leidenden der Erde gleichermaßen mitfühlen. Dieses Äquidistanzargument - alle haben irgendwie Dreck am Stecken, beide Seiten müssen dies und das, ja wenn wir alle Englein wären - geht traditionell immer zu Lasten Israels, das immerhin zeigen diese Beiträge sehr schön. „Die Hamas muß den Staat Israel anerkennen“, wenn ich das schon lese! Die Deutsche Bank muß sofort den Kommunismus ausrufen! Beate Zschäpe muß einsehen, daß sie einen Fehler gemacht hat! Vom Boden der deutschen Demokratie aus, die den Leuten mit Bomben aufgezwungen wurde, sich weißgottwas auf einen Pazifismus einzubilden, der stets unterm Schuttschirm der NATO gedieh, ist das eine. Das andere ist, sich dabei auch noch so larmoyant zu spreizen, sich als gequälte Seele, gar als eigentliches Opfer des Konflikts zu inszenieren: Ah, diese verdammten Israelis! Zwingen sie mich doch tatsächlich dazu, einen Standpunkt haben zu müssen! Obwohl alles so schrecklich kompliziert ist!

Man verstehe mich nicht falsch: Viel wäre gewonnen, wenn sich alle Deutschen entschieden, in Sachen Israel aus guten Gründen mindestens tausend Jahre lang die Klappe zu halten. Es mangelt der Welt nun wahrlich nicht an engagierten Israelkritikern. Nur halten sie diese Autoren gerade nicht, sondern plustern sich noch auf mit ihrer wohlfeilen Gewalt-ist-immer-schlecht-Argumentation. Ins Negative gewendet, ist das genau die Äquidistanz jener Leute, die vor beschmierten Synagogen stehen und sagen: Furchtbar, letztlich genau wie ‚33, wobei, ein bißchen verdient haben sie's auch, wenn man anschaut, wie sie schon jetzt wieder die Völker unterjochen.

In der Tat, ich halte Neutralität in dieser Sache für falsch. Und zwar interessieren mich gar nicht mal so sehr die eigentlichen Kampfhandlungen, die ich nur schwer-

lich beobachten kann und über deren Angemessenheit mir kein Urteil zusteht; vielmehr das, was der Konflikt hier in Deutschland anrichtet. Nämlich ein drastisches Aufflammen des Antisemitismus. Nirgendwo läßt sich das schöner beobachten als an den Leserkommentaren der Bild-Zeitung zu ihrer „Nie wieder Judenhaß“-Kampagne. Jetzt explodiert diesem Blatt sein jahrelang gepflegter Rechtspopulismus im Gesicht - „nie wieder Bild-Zeitung“ ist noch der harmloseste Kommentar. Wohl gemerkt, in der Kampagne fehlt der plakative Bezug auf Israel. Es heißt nur „Nie wieder Judenhaß“. Allein das ist dem Gros der Bild-Leser schon unerträgliche Provokation.

Die eitle Position „jetzt hauen sie sich wieder die Köpfe ein“, die sich dann auch noch besonders weise und differenziert dünkt, läßt einen nicht nur wirklich billig aus der Affäre kommen – sondern führt dann auch zu einer falschen Neutralität in Behandlung dieses inneren deutschen Antisemitismus. Der hat tatsächlich eine neue Qualität erlangt: Was die Montagsdemos gesäht haben, ernten jetzt die Gaza-Demos, verbinden Rechte und Linke, Nazis und Islamisten. Das konnte man sehr gut am WM-Wochenende sehen, wo nicht nur deutsche und palästinensische Fahnen an der Frankfurter Konstablerwache fröhlich nebeneinander flatterten, sondern, nur rein optisch, Migranten und Biodeutsche gleiche Anteile stellten. (Dies übrigens die Demo, wo die Polizei zur „Deeskalation“ die Einpeitscher „Kinderermörder Israel“ über die Lautsprecher ihres Einsatzwagens kreischen ließ.) Denn auch, wenn man sich gegenseitig haßt, den Juden haßt sich’s allweil besser.

Und tatsächlich bestürzend finde ich die Untätigkeit der Linken, die diese Demos offenbar für zu duldende Folklorefeste eines bildungsfernen Prekariats hält, dessen Kritik schon per se rassistisch/’klassistisch‘ etc. wäre. Wer „Juden ins Gas“ schreit, verfügt über genauso viel Bildung, wie er haben müßte, um solche Gemeinheit zu unterlassen. Nichts entschuldigt die geile Wut, die sich da Bahn bricht.

Und nein, es geht mir hier auch nicht um Muslime oder Araber; diese Friedensdemos bilden die deutsche Gesellschaft schon sehr präzise ab, da ist jedes Milieu dabei. Aber ich bin tatsächlich enttäuscht von einer Larifari-Linken, die bei NPD-Demos brav die Lichterketten hält, sich angesichts beispielloser antisemitischer Ausschreitungen in Deutschland aber hinter windelweichen Frieden-jetzt- und Ihr-habt-beide-recht-Appelle zurückzieht.

Da ist Neutralität nämlich eine Position, und zwar eine schlechte.

Denn natürlich ist Israel ein kapitalistischer Staat. Aber nur, weil er sich wie jeder andere kapitalistische Staat kritisieren läßt, entsteht dadurch noch keine moralische Gleichberechtigung der Konfliktparteien. Sonst müßte Israel ja erst mal den Kapitalismus abschaffen, bevor es sich überhaupt verteidigen dürfte. Und im Vergleich zum puren Vernichtungswillen des Gegners, die permanente Einschwörung einer ganzen Gesellschaft auf mörderischen und selbstmörderischen Antisemitismus, finde ich die inneren Probleme der israelischen Gesellschaft, wie Rassismus etc., die es ohne Zweifel gibt, tatsächlich unbedeutend, jedenfalls für die Frage, welcher Gesellschaft dort unsere Sympathien grundsätzlich zu gelten hätten; Probleme, die sich vor dem Hintergrund des permanenten Kriegszustands seit Staatsgründung noch einmal so klein ausnehmen. (In Israel hat ein Araber evtl. geringere Chancen auf einen Job, in Gaza wird ein Jude umgebracht, wenn er sich zeigt.) Ich jedenfalls glaube nicht, daß ein Deutschland, das siebzig Jahre im Krieg mit einem Nachbarn gelegen hätte, über eine derart fortschrittliche Gesellschaftspolitik wie Israel verfügte, die im übrigen in den meisten Bereichen weiter ist als Deutschland und die USA.

Kurz und gut: Wer vom deutschen Antisemitismus sprechen will, darf vom Antizionismus nicht schweigen. Und: Es ist gar nicht so kompliziert, für Israel zu sein. Tendenziell. Nur ein bisserl. Nicht mehr als nötig. Und sei es nur angesichts der Zustände in Deutschland.

Leo Fischer ist freier Publizist. Dieser Text erschien zuerst auf seinem Blog [Magie für den Mittelstand \(leogfischer.com\)](http://Magie.für.den.Mittelstand(leogfischer.com)).



STUDIERN IM AUSLAND: SANTA CRUZ (CA, USA)

In einer unregelmäßigen Reihe dokumentiert das Referat für Internationales Texte von Studierendenbewegungen anderer Länder. Das »Kommuniqué aus einer ausbleibenden Zukunft« wurde im Zuge der Besetzung eines Teils der Universität von Santa Cruz, Kalifornien, von dem Kollektiv Research & Destroy verfasst und Anfang Oktober 2009 online publiziert. Im Zuge von »Occupy California« kam es zu Besetzungen und Streiks. »In Kalifornien schreiben die Kids ›Besetzt alles‹ an die Wände. ›Fordert nichts‹, schreiben sie. Sie stürzen Müllcontainer um und verkeilen sie in den Gängen der Gebäude, in denen ihre Freunde eingeschlossen sind. Draußen schmeißen sie große Elektrokommunistische Tanzpartys.« (Jungle World 08/2010) Dabei stehen die Auseinandersetzungen in Kalifornien im Kontext der Umgestaltung der Universitäten in den Zentren des kapitalistischen Reichtums. Nicht zu übersehen ist, dass die großzügige Einladung der Kinder des Kleinbürgertums und des aufgestiegenen Facharbeitertums an die Universitäten, ausgesprochen in Form der großen Bildungsexpansion in den kapitalistischen Zentren in den 60er und 70er Jahren, dieser Tage zurückgenommen wird. Was einst der Modernisierung des Kapitalismus in Zeiten eines Umbruchs seiner vorherrschenden Produktionsmethoden diente, ist heute disfunktional geworden. Und es lohnt sich nicht mehr. »Die Universität ist ein Haus, in das man mit einem wertlosen Gehirn hineingeht und das man mit einem wertvollen Gehirn verläßt.«, schreibt Peter Hacks. Und da sie »ferner diesen Zweck höchstens bei jedem zwanzigsten Studenten erreicht«, in dem Sinne, dass dieser zur Steigerung der gesellschaftlichen Mehrwertproduktion in dem Bereich beitragen kann, für den er ausgebildet wurde, und von dieser Tätigkeit sein Auskommen findet, »versammelt sich im geistreichen Studenten der Wert von zwanzig Studiengängen.« Die neoliberale Universität ist dementsprechend als Versuch zu sehen, den »Ausschuss«, den diese Form der Wertproduktion verursacht, zu minimieren, das Risiko zu senken, sichere Investitionen zu schaffen und den Produktionsprozess wertvoller Gehirne zu rationalisieren, zu sehen an Bologna-Prozess, Exzellenzinitiativen und dem unsäglichen Leistungsnachweis nach dem 4. Semester beim BAFöG-Bezug. Dieser Prozess geht nicht widerspruchlos vonstatten. Teils bleibt der Protest in seinen kleinbürgerlichen Formen, partizipativ und konstruktiv, teils wird zur umfassenderen Bewegung der Negation aufgerufen. Das »Kommuniqué aus einer ausbleibenden Zukunft« lässt keinen Zweifel an der Notwendigkeit des zweiten. Wir dokumentieren das Kommuniqué in stark gekürzter Form. Es enthält unseres Erachtens einiges von Interesse. In voller Länge ist es an verschiedenen Stellen im Internet zu finden, so auch unter http://www.grundrisse.net/grundrisse32/kommunique_aus_einer_ausbleibenden_zukunft.htm

KOMMUNIQUE AUS EINER AUSBLEIBENDEN ZUKUNFT.

ÜBER DIE AUSWEGLOSIGKEIT DES STUDENTISCHEN LEBENS.

Einleitung: 7 gegen Pompeii

WIR LEBEN ALS TOTE ZIVILISATION. Wir können uns das gute Leben gar nicht mehr vorstellen, außer in einer Aneinanderreihung von vorausgewählten Spektakeln zu unserer Zerstreung: ein schimmerndes Menü von Illusionen. Das erfüllte Leben ebenso wie unsere eigenen Vorstellungen wurden systematisch durch eine Bilderwelt ersetzt, die nicht nur viel reichhaltiger und auch unmenschlicher ist als all das, was wir uns jemals selbst ausdenken hätten können, sondern die gleichzeitig unerreichbar bleibt. *Niemand glaubt mehr an solche Ergebnisse.*

Die Lebenswirklichkeit nach der Universität ist ein erbärmlicher und spießiger Wettbewerb mit Unbekannten wie auch unseren Freund*innen um Ressourcen: Ein Gerangel um einen Posten im unteren Management, der uns (mit Glück) ein paar von Furcht und Schrecken sowie zunehmender Ausbeutung zerrüttete Jahre bescheren wird – bis sich das Unternehmen auflöst und wir nörgelnd an »Plan B« denken. *Aber das ist auch eine exakte Beschreibung des Universitätslebens heute; wir leben dieses erbärmliche und spießige Leben längst.*

Nur um zu überleben, sind wir dazu verdammt, verschiedene Haltungen gegenüber diesem Zwiespalt – Bankrott gegangenen Versprechungen und dem wirklichen Angebot – einzunehmen. Einige gewöhnen sich eine naiv-romantische Einstellung in Bezug auf Bildung als Selbstzweck an und reden sich ein, dass sie keine weiteren Erwartungen haben. Andere wiederum schreiten mit ehernem Zynismus und Verachtung fort und hetzen sich durch das aberwitzige Affentheater, um das letzte Geldbündel im stickigen Gewölbe der Zukunft zu ergattern. Wieder andere verschreiben sich dem altmodischen Glauben, dass ihre zunehmend harte Arbeit eines Tages ganz sicher belohnt wird, wenn sie nur so agieren, wie jemand der daran glaubt, präsent ist, zusätzliche Abschlüsse und noch mehr Schulden anhäuft – *noch härter arbeitet.*

Die Zeit, das eigentliche Material unserer Existenz, entwindet: Die Stunden unseres täglichen Lebens verfliegen. Die Zukunft wird uns im Voraus gestohlen und dient nur noch dem Anhäufen von Schulden sowie dazu unsere Nachbar*innen an den Bettelstab zu bringen. Möglicherweise verdienen wir die Zinsen für unsere

Langeweile, wahrscheinlich nicht einmal das. Uns erwarten keine 77 Jungfrauen, ja nicht einmal Plasmafernseher, auf dem wir die Todeskämpfe der USA als globale Supermacht mitverfolgen können. *Der Kapitalismus wurde endgültig zur wahren Religion, in der die Reichtümer des Himmels überall versprochen, aber nirgends gegeben werden.* Der einzige Unterschied ist, dass in der unendlichen Zwischenzeit jede nur erdenkliche Grobheit und Grausamkeit tatkräftig bestärkt wird. Wir leben als tote Zivilisation, als die letzten Bewohner*innen von Pompeii.

I. Die Universität ist genauso bankrott wie die Gesellschaft, deren willfähige Dienerin sie war.

Dieser Bankrott ist nicht nur ein finanzieller. Er ist das Anzeichen für eine viel grundlegendere sowohl politische wie auch ökonomische Insolvenz, die sich schon seit geraumer Zeit abzeichnet. Niemand weiß, *wozu* die Universität heute noch gut ist. Das fühlen wir intuitiv. Das alte Projekt der Schaffung einer kultivierten und gebildeten Bürger*innenschaft ist an sein Ende gekommen; auch die Vorteile, die Akademiker*innen auf dem Arbeitsmarkt einst hatten, sind dahin. Dies sind nunmehr Phantastereien, gespenstische Überbleibsel, die schlecht instand gehaltenen Hörsälen anhaften.

Eine unpassende Architektur, die Geister entschwundener Ideale, der Ausblick auf eine tote Zukunft: Das sind die Überreste der Universität. Inmitten dieser Überreste sind die meisten von uns wenig mehr als eine Ansammlung verdrießlicher Gewohnheiten und Pflichten. Wir folgen den durch Prüfungen und Aufgaben vorgegebenen Abläufen mit einer Art gedankenlosem und unveränderlichem Gehorsam, der auf nicht ausgesprochenem Frust beruht. Nichts weckt Interesse, nichts löst Empfindungen aus. Das Weltgeschichtliche mit seinem katastrophischen Pomp ist nicht realer als die Fenster, in denen es sich zeigt.

Entmystifizierung ist nunmehr eine Voraussetzung und kein Projekt mehr. Die Universität *erscheint* schließlich als das, was sie immer schon *war*: eine Maschine zur Herstellung willfähiger Produzent*innen und Konsument*innen. Selbst die Freizeit ist eine Art Jobtraining. Die Idiotentrupps der Verbindungsbuden las-

sen sich mit der Hingabe von bis spätnachts im Büro arbeitenden Anwält*innen regelmäßig volllaufen. Jugendliche, die in der Schule noch Gras geraucht und geschwänzt haben, schlucken jetzt Amphetamine und gehen an die Arbeit. Wir betreiben die Diplomfabriken auf den Laufbändern der Fitnessstudios. Wir laufen unermüdlich in elliptischen Bahnen.

Es macht daher wenig Sinn, sich die Universitäten als Elfenbeintürme - entweder idyllisch oder nutzlos - in Arkadien vorzustellen. »Hart arbeiten, feste feiern« [*work hard, play hard*] war das übereifrige Motto einer ganzen Generation in Ausbildung für ... was? – Für das Malen von Herzen in Cappuccinoschaum oder das Eintippen von Namen und Nummern in Datenbanken. Die schillernde Technozukunft des amerikanischen Kapitalismus wurde schon vor langer Zeit zusammengepackt und für noch ein paar Jahre Schrott auf Pump nach China verkauft. Ein Universitätsdiplom ist heute nicht mehr wert als eine Aktie von General Motors.

II.

Die Universität hat keine eigene Geschichte; ihre Geschichte ist die Geschichte des Kapitals.

Ihre wesentliche Funktion ist die Reproduktion des Verhältnisses von Kapital und Arbeit. Obwohl sie kein richtiges Unternehmen ist, das gekauft und verkauft werden kann, das Gewinne an seine Investor*innen ausschüttet, leistet die öffentliche Universität diese Aufgabe nichtsdestotrotz so effizient wie möglich, indem sie sich der Unternehmensform ihrer Komplizen immer mehr angleicht. Wir erleben gerade die Endphase dieses Prozesses, in dem die Fassade der Bildungsinstitution der unternehmerischen Rationalisierung weicht.

Zwischen 1965 und 1980 begannen die Profitraten von Unternehmen zuerst in den USA und dann im Rest der industrialisierten Welt zu sinken. Wie sich herausstellte, konnte der Kapitalismus das gute Leben, das er ermöglichte, nicht aufrecht erhalten. Für das Kapital erscheint der Überfluss als Überproduktion, die Befreiung von der Arbeit als Arbeitslosigkeit. Anfang der 1970er Jahre trat der Kapitalismus in eine Phase endgültigen Abschwungs ein, im Zuge derer sich die Normalarbeit in Gelegenheitsarbeit verwandelte und die Löhne der Arbeiter*innenschaft stagnierten, während diejenigen an der Spitze zeitweilig für ihre undurchsichtige finanzielle Totenbeschwörung belohnt wurden, was sich mittlerweile längst als unhaltbar erwiesen hat.

Für die öffentliche Bildung erwies dieser lang anhaltende Abschwung als Verringerung von Steuereinnahmen, und zwar sowohl aufgrund abnehmender ökonomischer Wachstumsraten wie aufgrund der Bevorzugung von Steuererleichterungen für angeschlagene Unternehmen. Diese Plünderung der öffentlichen Mittel traf Kalifornien und den Rest der Nation in den 1970er Jahren. Jeder weitere Konjunkturabschwung trifft sie aufs Neue. Obwohl sie dem Markt nicht direkt verpflichtet ist, werden die Universität und ihre Folgeerscheinungen der gleichen Kostensenkungslogik unterworfen wie alle anderen Industriezweige: Rückläufige Steuereinnahmen haben die Gelegenheitsarbeit unvermeidbar werden lassen. Die Erhöhung der Studiengebühren kompensiert die Kürzungen, während sich die Arbeitsplätze, für die die Studierenden bezahlen, um eine Ausbildung zu bekommen, in Luft auflösen.

Inmitten der langen und sich hinziehenden gegenwärtigen Krise wünschen sich viele auf der Linken das goldene Zeitalter des öffentlichen Bildungswesens wieder herbei. In ihrer Naivität stellen sie sich vor, dass die Krise der Gegenwart eine Gelegenheit dafür ist, die Rückkehr der Vergangenheit zu fordern. Wir dürfen nicht der Versuchung erliegen, vergeblich nach dem Unwiederbringlichen zu greifen, während wir die offensichtliche Tatsache ignorieren, dass es in einer kapitalistischen Gesellschaft keine autonome »öffentliche Universität« geben kann. Die Universität ist der realen Krise des Kapitalismus *unterworfen* und das Kapital braucht längst keine liberalen Bildungsprogramme mehr.

*Die Krise der Universität heute ist die Krise der Reproduktion der Arbeiter*innenklasse, die Krise einer Periode, in der uns das Kapital nicht länger als Arbeiter*innen braucht.* Wir können die Universität nicht von den Markterfordernissen befreien, indem wir die Wiederkehr des öffentlichen Bildungssystems fordern. Wir erleben das Ende eben jener Marktlogik, auf die sich das System gründet. Die einzige Autonomie, die wir zu erreichen hoffen können, existiert *jenseits des Kapitalismus*.

III.

Wir wollen die Kämpfe an den Universitäten bis zum Äußersten treiben.

Obwohl wir die Privatisierung der Universität und ihr autoritäres System der Lenkung ablehnen, streben wir nicht nach strukturellen Reformen. Wir fordern keine freie Uni, sondern eine freie Gesellschaft. Eine freie Universität inmitten einer kapitalistischen Gesellschaft ist wie ein Lesesaal in einem Gefängnis; sie dient lediglich der Ablenkung vom tagtäglichen Elend. Stattdessen versuchen wir, die Wut der enteigneten Studierenden und Arbeiter*innen in eine Kriegserklärung einmünden zu lassen.

Wir müssen einen Anfang machen, indem wir verhindern, dass die Universität funktioniert. Wir müssen den normalen Fluss von Körpern und Dingen unterbrechen, und sowohl die Arbeit als auch die Unterrichtsstunden zum Stillstand bringen. Wir werden blockieren, besetzen und uns nehmen, was uns gehört. Anstatt solche Betriebsstörungen als Hindernisse für Dialog und gegenseitiges Verständnis zu betrachten, erkennen wir sie *als das, was wir zu sagen haben und wie wir verstanden werden wollen*. Dies ist die einzig sinnvolle Haltung, die es eingenommen werden kann, sobald Krisen die gegenläufigen Interessen, auf denen unsere Gesellschaft fußt, bloßlegen. Rufe nach Einheit sind völlig leer. Es gibt keine gemeinsame Basis zwischen denen, die den Status quo aufrecht erhalten wollen und denjenigen, die ihn zu zerstören versuchen.

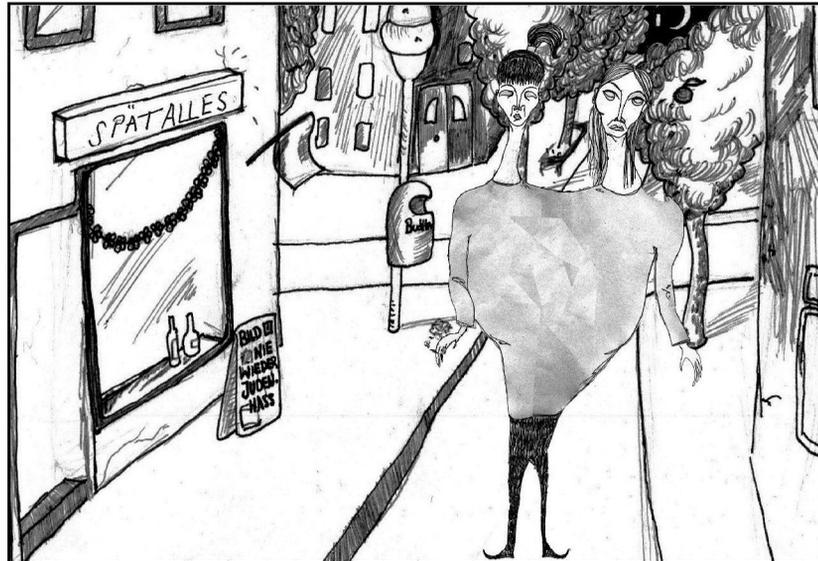
Der universitäre Kampf ist einer unter vielen, ein Bereich, in dem ein neuer Zyklus von Verweigerung und Aufstand begonnen hat – an den Arbeitsplätzen, in den Wohngebieten und in den Slums. All unsere Zukunftsperspektiven sind miteinander verknüpft, und darum wird sich unsere Bewegung mit jenen anderen zusammenschließen müssen; sie wird die Mauern der Universitätsgebäude durchbrechen und auf die Straßen überschwappen müssen.

Wir sehen uns auf den Barrikaden.

Research & Destroy, 2009



Dens Culturis



Helena Hunger und Stella O'Hara

IM UMFELD EINER LEKTÜRE DER »RECHERCHE«¹

»Keine Stimme, kein Laut, kein Heulen war zu hören; der [...] einzige Ton des Lebendigen [...] war ein Zischen.«²

»The face that launched a thousand lengthy essays about hauntology.«³

»Katarakt vom Laut zur Schrift.« – Keiner zeigt eine Falte im Gesicht – die »Jetztzeit« ist zu ernst. Bereits deren nominelle Gestalt, hässlich und kakophonisch als greulicher Zischlaut, einer Schlangensprache würdiger als einer Menschensprache, erinnert einen plötzlich an die »profane Erleuchtung«.⁴ Ihre Bilder kommen wie in einem Platzregen, was sie trifft, das trifft sie. Als Leser in der leibhaftigen Geistesgegenwart des Schreibens, das sich an der Grenze des Schweigens bewegt, spricht man das Wort nicht aus, das einem angesichts der Exerzitien,

denen man sich unterzieht, um sich in der Artikulation zu probieren, nicht so sehr für die Zunge, sondern eher fürs Auge und die tastenden Finger – also eher als ein Schriftwort – geeignet zu sein scheint. Man befürchtet schlicht in diesem Moment, dass die Artikulation durch idiotisch bramarbasierendes Gewäsch, wildes Gelächter, im unbestimmten Durcheinander schmutzigen Geredes, zerschlagen und zerstreut wird.⁵

¹ Mit »Recherche« ist Prousts Werk *À la recherche temps perdu* genannt. Das Wort »Umfeld« gebraucht man, weniger um von einem vermeintlichen Kanon zur Recherche zu schreiben, als vielmehr sich selbst eine Art *Restimee* zu artikulieren, mit dem man sich über literarische Erfahrungen zu diesem Ereignis intimer Lektüre verständigen zu können. Man schreibt an Texten, in denen man ästhetische, literarische und gesellschaftliche Phänomene ideologiekritisch zu reflektieren versucht. Aber man fühlt sich, trotz der Notwendigkeit auf den möglichen Ausdruck der gesellschaftlichen Arbeitsteilung durch die Textgattungen reflektieren zu müssen, sich weder auf die gegebenen Gattungen der Literatur noch der Theorie verpflichtet. Dieser Text, der sehr lose Eindrücke, quasi wie fragmentierte Skizzen von Ideen durch Lektüre provoziert, nimmt insofern eine Bedeutung an, weil man ihn quasi schwebend über die nicht zu überbrückende Diskrepanz von Leben und Poesie begreift. Schon während man an diesem schreibt, beschleicht einen der unterirdische Eindruck vom Einfluss der Lektüre der »Recherche«, auf die einen vor allem Adorno und Benjamin neugierig machten. Während man bei Benjamin herauslas, dass er an Prousts »Recherche« das Objekt seiner schriftstellerischen Einflußangst entdeckte, so eilte einem der Ruf Prousts als promptes Genie der Prosa durch Adornos Kleine Proust-Kommentare entgegen. Seine über die »Gesammelte[n] Schriften« (Sigle: GS) vielfältigen Bemerkungen zu Prousts Werk und Benjamins Essay Zum Bilde Prousts provozierten einen letztendlich zur Lektüre der »Recherche«. Walter Benjamin, GS II.1, Literarische und ästhetische Essays, Zum Bilde Prousts, S. 310-324, Frankfurt/M. 1991; Theodor W. Adorno, GS 11, Noten zur Literatur II, Kleine Proust-Kommentare, S. 203-214, Ff/M. 2003.

² Herman Melville, zit. n. Uwe Nettelbeck, Die Reise des Tupak Yupanki, S. 182, in: DIE REPUBLIK, Nr. 41-49, 26. September 1979.

³ Dazed Digital zit. n. Klaus Walter, Geschminkte Stimmen, Jungle World Nr. 10, 6. März 2014: <http://jungle-world.com/artikel/2014/10/49465.html>

⁴ „Die wahre, schöpferische Überwindung religiöser Erleuchtung [...] liegt in einer profanen Erleuchtung, einer materialistischen, anthropologischen Inspiration.“ Die Erkenntnisse die der „Sürrealismus“ bietet, so Benjamin, ähneln zwar die des Mystikers, doch da diese Erkenntnis schwierig herzustellen ist, ist sie kein Geheimnis, allenfalls ein Rätsel, weil sie sich dialektisch verhält. Sie ist „die wahre, schöpferische Überwindung religiöser Erleuchtung“, zu der die religiöse Erfahrung (ebenso wie der Haschischrauch oder die Liebe) lediglich eine „Vorschule“ abgibt. Walter Benjamin, GS II.1, Der Sürrealismus, S. 297, Frankfurt/M. 1991.

⁵ Bei Ovid heißt es »nomina sunt odiosa« – »Namen tun weh«. »Nomina sunt ipso paene timenda sono« – »Schrecken erregen sie mir, hör ich die Namen auch nur.« [Ovid, Werke in zwei Bänden, Aus dem Lateinischen übersetzt von Alexander Berg, Wilhelm Hertzberg, E. F. Mezger u. Reinhart Suchier. Herausgegeben von Liselot Huchthausen, Bd. 2, Briefe berühmter Frauen, Heroïdes, XIII. Laodamia an Protesilaus, S. 146, Berlin 1973.] Jener Ovidische Schrecken durch Namen lässt sich ähnlich auch durch die kryptische Theorie der Namen Prousts vernehmen. Der Name »des holden Sängers im weißen Haar« Bergotte nimmt in der Narration der »Recherche« den Rang eines Ereignisses an: „Der Name Bergotte ließ mich auffahren wie der Knall eines auf mich abgeschossenen Revolvers, ...“ [Marcel Proust, Im Schatten der jungen Mädchen, Übersetzt von Walter Benjamin und Franz Hessel, S. 122, in: Walter Benjamin, Gesammelte Schriften, Übersetzungen, Supplement II, Hrsg. v. Hella Tiedemann-Bartels, Frankfurt/M. 1987.] Der Name geht Bergotte schockartig voran, bevor die Erzähler-Figur jenes Individuum identifizieren kann, das mit diesem Namen dem Erzähler vorgestellt wird: „Gleichwohl waren sechzehn Personen zugegen; daß sich darunter Bergotte befand, davon wußte ich nichts. Nachdem Frau Swann mich mehreren Gästen, wie sie es ausdrückte, genannt hatte, sprach sie plötzlich nach meinem Namen und in demselben Tonfall wie diesen (und als wären wir nur zwei Tischgenossen, die beide gleich froh sein müssten, einander kennen zu lernen) den Namen des holden Sängers im weißen Haar aus.“ [a. a. O., S. 121 f.] Der dritte Teil von »In Swanns Welt« (Ortsnamen. Namen überhaupt, S. 505-564, Frankfurt/M. 2000) berechtigt, von einer »Theorie der Namen« sprechen zu dürfen. Auch wenn dort keineswegs eine solche artikuliert ist, deuten sich nichtsdestotrotz Konstellationen der Namen zum Begehren, zur Lust, dem Trieb, zum Wunsch und auch zur Angst an. Vgl. In Swanns Welt, Dritter Teil: Ortsnamen. Namen überhaupt, S. 505-564, Frankfurt/M. 2000; Vgl. Adorno, GS 6, Negative Dialektik, III. Meditationen zur Metaphysik, 4., S. 366 f., Ff/M. 2003; Vgl. Anders Bartonek, Philosophie im Konjunktiv, II. Das Utopische, 1. Spektrum des Utopischen, i) Metaphysik und das Messianische, Negative Metaphysik?, S. 209-216, Würzburg 2011.

Man will oft fort aus der Gegenwart der schroffen und spröden Wirklichkeit, will sich von vornherein nicht auf eine Konfrontation mit ihr begeben, für die man weder geschaffen ist, noch je geboren wurde. Nichts und niemand, nicht einmal man selbst, kann es evident machen, dass man für die Gegenwart und deren zufälliges Moment da ist. Eventuell besteht der Sinn der Gegenwart darin, entweder aus ihr zu flüchten oder die nächste Flucht aus ihr vorzubereiten, zumindest kann man sich nicht daran erinnern, dass man jemals etwas anderes getan hätte. Zwar will man keinem Lob des Eskapismus das Wort reden, man wäre damit jedoch nicht nur gegen sich selbst sondern auch im Sinne einer »negativen Anthropologie der Massengesellschaft«⁶ allzu selbstgerecht, würde man das Lob des Eskapismus nur denunzieren wollen.

Wie es dazu kommt, dass dem Gesicht nicht gestattet wird, nach außen hin Falten zu schlagen, kann anhand der Frage, »darf ich Ihnen die Fresse polieren«, ermessen werden, die dem Boxen als Intrikat *gesichtsphilosophischer Praxis*⁷ vorausgeht, derweil man durch spezifisches Abstraktionsvermögen und besondere Einbildungskraft sich in leibhaftiger Geistesgegenwart einen kategorialen Verdacht extrapoliert, dass die in der angestregten und betrüblichen Phrase zusammengefasstste Barbarei, »das hättest du sehen sollen, das war ein Bild für die Götter«, während einer erstarrten Unruhe und Bilderflucht sich ereignet, der keine fortschreitende Bewegung eigentümlich ist, weil die Innerlichkeit immanent zur Situation aufgepumpt durch Vergangenes, durch affizierende Affekte ungeheuerlich anschwillt, als werde man an der unpersönlichen Macht eines Zeitbanns zerniert, aus dem es kein Entrinnen zu geben scheint. Es erscheint einem wie eine Innerlichkeit, die keine Falten wirft, deren Bilder wie ein seelenloses Beiwerk über ei-

nem Display wie von fremder Hand gewischt werden, die den glatten Flächen, aus der jede Erinnerung an eine Angst, an jede Arbeit, Anstrengung, an ein Begehren und an Leiden ausgetrieben sind, nur allzu sehr ähneln; sie ist weder die eines Falters, noch eines Stalkers oder Surfers, als man plötzlich auf die Idee kommt, dass man die »Gefährlichkeit der großen Ebene«⁸ entdeckt hat.

Die Innerlichkeit als Farce hingegen ist eine, die man sich selbst am liebsten nicht zutraut. Man will nicht wissen, wer man ist, jedoch weiß man zugleich es nur allzu gut. Man schämt sich für das Interieur, mit dem man sich aufführt; es ist einem zu peinlich, es herzuzeigen, und man will schon gar nicht darüber reden, dass die Betrachtung des Körpers von besonderem Nutzen für die Welt sich darstellt, da es einem äußerst fragwürdig erscheint. Wozu begegnet man einem Anderen? Was ist das für eine »Begegnung«, bei der die Frage nach dem »Wozu« wegfällt? Das könnte wirklich einmal interessant werden, wenn es nicht permanent von einem gnadenlosen Triebwerk, dessen Heteronomie einem unverständlich und unbegreiflich erscheint, als das denunziert wird, was eben besonders ohnmächtig sein muss, auch wenn dies so etwas wie eine Autonomie in der Begegnung mit dem Anderen denkbar werden lässt. Kann man von vornherein es dem Anderen gestatten, dieses »Wozu« tilgen zu dürfen, bzw. zu können? Kann wirklich überhaupt behauptet werden, dass man einem Anderen begegnet ist? Man kann es anscheinend immer nur dann, wenn sich der Andere schon entfernt hat, wenn man ihn in einer gewissen Distanz sieht, also durch das exakte Beobachten eines bestimmten Pathos, in dem man das Verhältnis zu sich selbst und zur Welt zu entfalten vermag.

Dass das Insistieren auf eine Innerlichkeit, deren Identifikation mit dem Subjekt zugleich jedoch von der ge-

⁶Theodor W. Adorno, GS 4, *Minima Moralia*, Dritter Teil, *Ne cherchez plus mon cœur*, S. 191; GS 6, *Negative Dialektik*, Vorrede, S. 11; GS 20.1, *Vermischte Schriften I/II*, I. Theorien und Theoretiker, Zu Ulrich Sonnemanns »Negativer Anthropologie«, S. 264, Frankfurt/M. 2003.

⁷Dank des Blogs *dr0fn0thing* [<http://dr0fn0thing.tumblr.com/search/Gesichtsphilosophie>] wurde man auf diesen Neologismus »Gesichtsphilosophie« aufmerksam, der in der Tat keineswegs bloß ornamental auf ein eminent inhaltliches Problem kulturindustrieller Produktion verweist. Jedoch erst nachdem man sein erstes Fehllesen »Geschichtsphilosophie« realisierte, tat sich für einen selbst die plötzliche Erkenntnismöglichkeit durch diesen Begriff *Gesichtsphilosophie* auf. Vgl. a.: <http://el.blogspot.de/2011/09/26/gesichtsphilosophie/>

⁸»Die Gefährlichkeit der großen Ebene« ist der Titel eines »Reise-Romans« von Ror Wolf. Man findet bei Ror Wolf des Öfteren ähnliche Titel, die in ihrer makrologischen Tendenz auf eine Sprache der Theorie ironisch anspielen, die aber als Titel für Geschichten ausgewählt sind, in denen der Erzähler mittels eines extremen Nominalismus dementiert, was er im nächsten Moment behauptet. Es gibt keine Gewissheiten: »Fantasie und Realität sind gleichberechtigt oder anders gesagt: Das Fantastische ist zugleich das Reale.« Man selbst hat dies merkwürdig, aber gar nicht so sehr abwegig mit Walter Benjamins »Eiswüste der Abstraktionen« assoziiert, ebenso dachte man dabei an Brechts Mühen der Ebenen, das man nicht unbedingt als Metapher für die Arbeit an der Gesellschaftsordnung des DDR-Sozialismus interpretieren sollte. Bertolt Brecht, *Werke. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe*, Bd 15, *Gedichte 5, Wahrnehmung* (1949), 1993, S. 205. Ror Wolf, *Die Gefährlichkeit der großen Ebene*, Prosa III, Schöffling.

sellschaftlichen Objektivität als getrennt behauptet wird, nicht mehr nur eine „verdumnte Intelligenz“⁹ demonstriert, sondern eine Pathologie, die Hannah Arendt keineswegs mit der »Banalität des Bösen« auf den Begriff gebracht hat, zeigt Eichmanns Auftritt in dem Prozess, der ihm in Jerusalem gemacht wurde. Eichmann beanspruchte in den Verhandlungen dort für sich zwar zu bekennen, Organisator des Massenmordes gewesen zu sein, aber ohne verantwortliche Partizipation, da er all das, was er dafür tat, so seine Verteidigung, auf Befehl von oben und selbst nicht innerlich nachvollzogen habe. Im Innersten sei er sogar dagegen gewesen, denn er behauptete im Jerusalemer Prozess allen Ernstes: „Ich war nie Antisemit.“¹⁰

Die Innerlichkeit als Wundmal der kosmischen Intimität eröffnet die Aporie, als *dialektischer* und *historischer Materialist* begreifen zu müssen, was „*furchtbares hat die Menschheit sich antun müssen*“.¹¹ Und das ist schier unmöglich sich vom Leib zu halten, da einem die Erkenntnis davon keineswegs automatisch zukommt. Man gewinnt sie auch nicht, in dem man sich durch Übung darauf richtet, ebenso ist der Glaube unangemessen, dass die Wahrheit über diese historische Dimension schon nicht davon laufen werde. Man muss sich bewusst sein, dass man eventuell nur noch erkennen kann wie jemand, dem hinieden auf Erden wohl kaum die rechte Zeit beschert werden wird.¹²

⁹ Vgl. Theodor W. Adorno, GS 10.2, Kulturkritik und Gesellschaft I/II, II, Eingriffe. Neun kritische Modelle, Meinung Wahn Gesellschaft, S. 578.

¹⁰ Der seine Geburt in seinen Memoiren, die er während seiner Untersuchungshaft verfasste, mit Worten eines besonders eingefleischten, weil von ihm selbst internalisierten NS-Jargon benannte: dass er „in das irdische Leben, als Erscheinungsform Mensch, eintrat“. Seine Behauptung hingegen vom Jerusalemer Gericht, nie ein Antisemit gewesen zu sein, kennt man aus dem Film Ein Spezialist [1999] von Eyal Sivan. Vgl. Eichmann-Prozess auf Youtube: <https://www.youtube.com/watch?v=Fv6xbeVozhU&list=PLCDC6A29830CCF910>.

¹¹ Theodor W. Adorno, GS 3, Dialektik der Aufklärung, Begriff der Aufklärung, S. 50, Frankfurt/M. 2001.

¹² Diese Nötigung verdeutlicht Marxens Satz »es genügt nicht, daß der Gedanke zur Verwirklichung drängt, die Wirklichkeit muß sich selbst zum Gedanken drängen« als Stockholm-Syndrom einer Abduktion.

¹³ Maurice Blanchot, Der literarische Raum, Die wesentliche Einsamkeit, S. 11-27, Mit einem Anhang: Die wesentliche Einsamkeit und die Einsamkeit in der Welt, S. 261-264, Herausgegeben von Marco Gutjahr, Aus dem Französischen von Marco Gutjahr und Jonas Hock, Zürich 2012.

Muss man sich als Schriftsteller immanent zur »*wesentlichen Einsamkeit des Werkes*«¹³ orientieren, versucht man sich eine Wirklichkeit zu entwerfen, in dem man nach Worten sucht, die einem die Grenzen des Denkens, des Schreibens und der Welt deuten, die nichtsdestotrotz das Gebiet erschließen, wo das *historische Subjekt* zu vermuten wäre, so dass die *kosmische Intimität* der Welt,¹⁴ die durch spezifische Immanenz dem Transzendenten keinen Ausweg lässt, auch keinerlei Innerlichkeit aufweist,¹⁵ und sich durch *verführende* und *versuchende Geister* des *erotomorphen Cosmopolis* in einer konkreten Identität seines Gegenstandes zu erkennen zu geben vermag. Dort wo ein aufgebrochenes Kuvert mit gestohlenem Geld lockt, befriedigt die in der traumlosen Gewalt der Wirklichkeit aufgelöste Nabelschnur, indes der Nabel von dem träumt, was das Blut begehrt; gleichwohl es entsetzt, erscheint es im selben Augenblick gleichgültig. Dass man das Kuvert dorthin platziert hat, zeigt das eigene Einverständnis mit dem Überleben der Anderen und dem Überlebt-Werden durch die Anderen an. Man hat bereits einige überlebt und man wird von denjenigen überlebt, die einem aus den Eingeweiden lesen werden, denen man nichts mehr hinzu zu fügen hat. Aber wie bloß – jetzt nicht, nicht mehr – die Anderen überleben? Wie den Tod überleben, erst recht dieses Leben, das nicht lebt? Was ist, wenn die Toten ihre edelste Speise unter den Namen der Identitäten durch die Auferstehung des Fleisches verwandeln? Wann einer bereits verstor-

¹⁴ Die kosmische Intimität geht über das Interieur hinaus. Nicht nur, dass sie bereits in dem marxischen Unbewussten einen anderen Zeitkern gefunden hat, als in den Konstitutionsbedingungen des psychischen Apparates, der personal entgegen allem Anschein nicht organisch strukturiert ist, sondern auch den fragmentierten Hohlraum eines Ungeborenen aufweist, dass sich als ein Unzerstörbares entdecken lässt, wengleich es durch die systematische Tendenz der negativen Objektivität der gesellschaftlichen Vermittelbarkeit nur als ein leerer Knoten anerkannt werden kann, der sich nur dann entdecken lässt, wenn das Individuum als gesellschaftliches Ensemble strukturiert bleibt. Was nicht das einzige Subjekt ausmacht, als auch nicht das Einzige eines Subjekts ausmacht, weil sich schon das Subjekt durch die An- und Abwesenheit des gegenständlichen Wesens konkret exponiert.

¹⁵ Assoziiert man dies jedoch mit Adornos Kritik des Kierkegaardschen Begriffes von der »Innerlichkeit«, fällt auf, dass die Phrase »keinerlei Innerlichkeit« noch etwas zu ungenau angibt, was durch Dialektik vom subjektiven Moment auch als Dynamik von Außen und Innen, die als Graduationen des Immanenten zu begreifen sind, doch noch zu artikulieren wäre; was einem schon jetzt nur möglich erscheint, wenn man auf ein Denken im Sinne des spekulativen Satzes Hegels keineswegs verzichtet. Vgl. Theodor W. Adorno, GS 2, Kierkegaard. Konstruktion des Ästhetischen, bzw. II. Konstitution der Innerlichkeit, III. Explikation der Innerlichkeit, S. 38-98, Frankfurt/M. 2003. Vgl. Hermann Schweppenhäuser, Vergegenwärtigungen zur Unzeit?, Gesammelte Aufsätze und Vorträge, III. Spekulative und negative Dialektik, S. 163-177, Lüneburg 1986.

ben ist, ist ihm nicht mehr anzusehen; aus dem Grund, weil die Auferstehung des Fleisches die Verheißung der Namen ward, die noch leben.

Zwar schlägt dem Anschein nach an der Innerlichkeit die gesellschaftliche Objektivität qualitativ um, wenngleich das psychische Interieur nicht nur durch die gesellschaftliche Objektivität umgestülpt wird, sondern bereits unterhalb der Vorstellungen, die einen als ganze Person erscheinen lässt,¹⁶ zudem scheint auch noch die sinnliche Wahrnehmung umgewälzt, aus der die Innerlichkeit die naturgeschichtlichen *Elemente* ihres Konstitutionsverhältnisses empfängt, so hat man sich durchs Philosophieren diesen Vorgang nicht durch bloßen Wechsel der Kategorien, bzw. durch konfigurativen Wechsel der begrifflichen Ensembles anzuzeigen, sondern durch konstellierendes Denken zu begreifen, dass das Phänomen nicht als Exempel des Begriffs nivellierend bestätigt.

Wie widerlich dieses gedrängte Zusammensein nun auch noch immer erscheinen mag, fällt es einem nichtsdestotrotz schwer im Schweigen des Schreibens zu leben, derweil dessen unwahrnehmbare Stille einem das aus Vorstellungen konstruierte Gehäuse lakonisch zertrümmert. Das Grauen, das man daraus empfängt, lässt sich nicht beweisen, wenn man allein bleibt. *Und was ist man anderes als allein, wenn man schreibt?* Um doch in diesem Schweigen leben zu können, braucht man Worte, die einen wie Kamele auf der Reise durch die Wüste tragen.

Jakob Blumtritt wird diesen Text auf den Blog <http://www.jakobblumtritt.wordpress.com> fortsetzen. Er lebt, d. h. er liest und schreibt z. Z. in Berlin: [Jakob Blumtritt@tumblr:](mailto:Jakob.Blumtritt@tumblr.com) <http://www.noxe.tumblr.com>

¹⁶ Vgl. Immanuel Kant, Werke in zwölf Bänden, Hrsg. v. Wilhelm Weischedel, Bd. 3, Kritik der reinen Vernunft, Zweiter Teil. Die transzendente Logik, Erste Abteilung. Die transzendente Analytik, Erstes Buch. Die Analytik der Begriffe, 2. Abschnitt. Die transzendente Deduktion der reinen Verstandesbegriffe, § 16. Von der ursprünglich-synthetischen Einheit der Apperzeption, S. 136, Frankfurt/M. 1977.



RENCONTRE

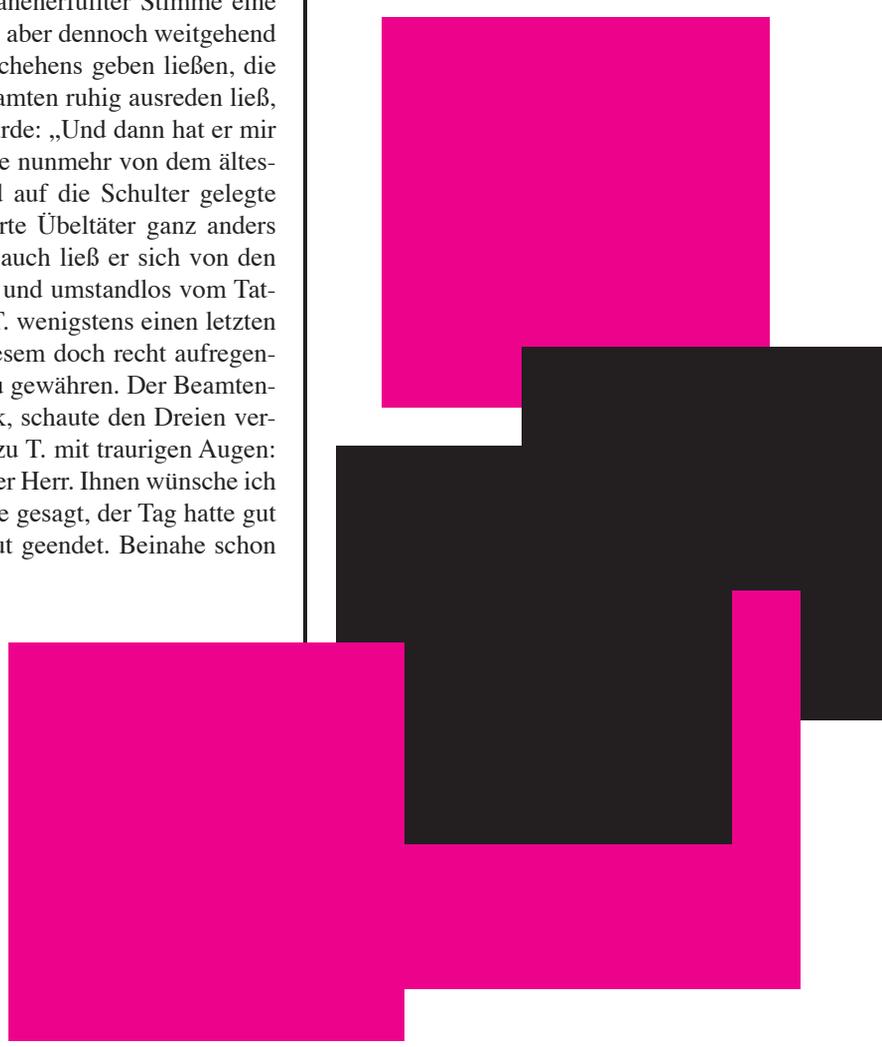
Rohe Fassung des Beginns der Umsetzung der Idee zu einem, ach was, zu dem zeitgenössischen politischen Roman, der bislang allerdings ohne weitere Ideen auskommen muß.

Der Tag hatte gut begonnen. Oder die Nacht gut geendet. Wie man es sieht. Jedenfalls hatte er sich diesmal nicht ohne jedes Maß betrunken. Für seine Verhältnisse nur angeheitert hatte er sich von seiner letzten Station, einer sogenannten 24-Stunden-Kneipe, in den Morgenstunden auf den Heimweg gemacht. Es versprach, ein sonniger Maitag zu werden, jetzt schon, um neun, war es T-Shirt-warm und die Straßen waren in angenehm helles Licht getaucht. Davon wohligh angeregt, entschied er, als er den Rathausplatz erreichte und die einladend kühlig geformten Holzbänke erblickte, sich auf einer von diesen niederzulegen, ein wenig zu schlummern und so die angenehme Mischung von Erschöpfung und Lebendigkeit, die er verspürte, zu genießen. Nach einer schwer bestimmbaren Weile – es hätten fünf Minuten oder zwei Stunden sein können – weckte ein heftiges Ruckeln und Ziehen an seinem rechten Arm ihn abrupt, als nächstes vernahm er einen scharf klingenden Ton, eine Stimme, nach und nach verstand er, was diese immer aufs neue wiederholte: „Aufstehn! Aufstehn! Sie können hier nicht schlafen! Sofort aufstehn!“ Er öffnete langsam, sehr langsam die Augen – und erschrak: Von oben zu ihm heruntergebeugt, sah ihn mit weit aufgerissenen Augen und hochgezogenen Brauen ein Gesicht an, dessen Aufgequollenheit und Röte verriet, daß sein Träger mit den Tugenden der Güte und Toleranz nicht vertraut war und das Handbuch der Lebenskunst ihm eine gänzlich unverständliche Lektüre sein mußte. Die schlecht sitzende, greulich graue Uniform, die er trug, auf der ein Stoffschildchen ihn als Angehörigen eines ‚Ordnungsamts‘ auswies, erleichterte es T. auch nicht gerade, für diesen Menschen Sympathie gewinnen zu können, wenn er auch meinte, in sich einen leisen Hauch von Erbarmen aufkommen zu spüren. „Sie können hier nicht schlafen! Stehn Sie sofort auf!“, drang es wieder hart an sein Ohr. Er hob den Kopf ein wenig und antwortete: „Aber, mein Herr, Sie sehen doch, daß ich sehr wohl hier schlafen kann. Sie waren es doch selbst, der mich gerade geweckt hat.“ Sprach’s und schloß die Augen wieder in dem Wunsch, ins zauberhafte Reich des eben noch so sanften Dösens zurückzukehren. Allein, der Ordnungshüter ließ nicht nach, ruckelte wieder an T.s Arm, noch heftiger als zuvor, raunzte wieder seinen Spruch, lauter und schärfer noch, so daß es schließlich wirklich eine Unmöglichkeit war, weiter zu schlafen. So

setzte T. sich also auf, blickte dem Mann ruhig ins Gesicht und fragte, was denn sein Problem sei. Diese Ruhe wurde nicht erwidert, stattdessen begann nun ein langer Sermon mit halbverdaulichem Beamtschnellkurswissen über Regelungen des öffentlichen Raums, anständiges, rechtstreues Benehmen und schließlich gar noch über die Europawahl, die – wie T. jetzt auch wieder einfiel – an eben diesem Tag stattfinden sollte und anlässlich derer, wie der Beamte, nun sich stramm aufrichtend und eine sehr komische steife Haltung einnehmend, proklamierte, die Bürger sich besonders ordentlich zu betragen hätten. „Was macht das denn sonst für ein Bild!“ Das war nun doch zu arg. T. erhob sich und versuchte, dem Herrn zu erklären, daß er durchaus recht müde sei und deshalb sich erbete, noch für eine ganze Weile in Ruhe gelassen zu werden, um sich wieder der die Öffentlichkeit, wie bekannt, wenig behellenden Tätigkeit des Schlafens zu widmen, worauf er sich anschickte, wieder eine liegende Haltung einzunehmen. Sein Gegenüber geriet nunmehr in ein wildes Fucheln und Zucken und stieß ein paar unverständliche Laute aus, sein Gesicht nahm – man konnte es kaum fassen – eine noch stärkere Röte an, um bei dem hektisch hervorgestoßenen Ausspruch zu enden: „Dann muß ich die Polizei rufen.“ Besorgt um den Allgemeinzustand des Beamten erhob sich nun T. erneut, ging einen Schritt auf diesen zu, legte ihm, in einem ihm angebracht scheinenden Versuch, den Erregten etwas zu beruhigen, die Hand auf die Schulter – und mußte dann aber feststellen, daß diese wohlgemeinte Behandlungsmethode bei dem Patienten nicht anschlug, sondern eher Gegenteiliges bewirkte, was T. schmerzhaft an dem offenbar in heilloser Panik ihm verabreichten heftigen Tritt in den Hintern selbst zu spüren bekam. T. schien nunmehr doch eine qualitative Veränderung der Lage eingetreten, die er dem nach seiner Attacke erschrocken zurückgesprungenen Beamten in etwa so darlegte: „Mein Herr, Ihrer gerade geäußerten Absicht, Polizeikräfte anzufordern, kann ich mich numehr nur anschließen. Schließlich sollte ja jemand das eben begangene Delikt der Körperverletzung zu Protokoll nehmen, damit sich die Justizbehörden um den nun eingetretenen Fall kümmern können und dadurch Ordnung und Recht in dieser Stadt gewahrt werden, die andernfalls in großer Gefahr sich befänden, zerrüttet zu werden, falls die zahlreichen Passanten hier, die eben Zeugen Ihres

Aktes geworden sind, sich inspiriert fühlen sollten, Ihrem Beispiel zu folgen. Ich will mir das gar nicht im Einzelnen ausmalen – und Sie hoffentlich auch nicht.“ Schon während er diesen kleinen Vortrag hielt, hatte T. sein mobiles Telefon aus der Tasche gezogen, und gab vor, in dieses die Notrufnummer der städtischen Polizei einzugeben. Der uniformierte Übeltäter geriet nunmehr gänzlich außer sich, rief verzweifelt „Was machen Sie da? Was machen Sie da?“, holte seinerseits seinen Fernsprechapparat hervor, mußte ihn aber erst wieder vom Boden aufheben, nachdem er ihm infolge vorläufigen Koordinationsverlusts heruntergefallen war, und rief, nachdem er das Gerät schließlich in Griff bekommen hatte, in dieses unter Angabe seines Aufenthaltsortes laut „Hilfe! Hilfe!“ hinein. Sonst nichts. Bemerkenswert schnell, es konnte keine Minute gewesen sein, eilten drei weitere Ordnungsbeamte herbei, die sich von ihrem Kollegen mit schon tränenerfüllter Stimme eine etwas unzusammenhängende, aber dennoch weitgehend richtige Schilderung des Geschehens geben ließen, die allerdings von T., der den Beamten ruhig ausreden ließ, noch um den Satz ergänzt wurde: „Und dann hat er mir einen Arschtritt gegeben.“ Die nunmehr von dem ältesten Beamten ihm begütigend auf die Schulter gelegte Hand nahm der nun offenbarte Übeltäter ganz anders auf als die von T. offerierte; auch ließ er sich von den beiden anderen Kollegen an- und umstandlos vom Tatort wegführen – leider ohne T. wenigstens einen letzten Blick zum Abschied nach diesem doch recht aufregenden gemeinsamen Erlebnis zu gewähren. Der Beamtensenior blieb noch kurz zurück, schaute den Dreien versonnen nach und sagte dann zu T. mit traurigen Augen: „Man hat es oft nicht leicht, der Herr. Ihnen wünsche ich noch einen schönen Tag.“ Wie gesagt, der Tag hatte gut begonnen. Oder die Nacht gut geendet. Beinahe schon zart und schön.

Bernd Volkert





ODRADEKS KLASSENSTANDPUNKT UND DIE UNMÖGLICHKEIT DES MÖGLICHEN

Eine Notiz über die Literatur und ihr Verhältnis zum Staat

Quartale zuvor wurde im deutschen Feuilleton über den Zweck der Literatur debattiert und darüber, ob sie gegenwärtig ihn auch erfülle. Seinen Ausgang nahm dies in einer Zeitung für Lehrersöhne und Arzttöchter. Dort ließ sich ein Arztsohn über Arztsöhne und auch ein paar Arzttöchter aus. Der Arztsohn war der Ansicht, die deutsche Gegenwartsliteratur sei konformistisch und schlecht (ob das stimmt?), weil sie vornehmlich von Arztsöhnen geschrieben werde. Gleichzeitig werde der Konformismus verwaltet durch die Staatsapparate. Die Literaturinstitute in Leipzig und Hildesheim, die Stipendiensysteme für Trips nach L.A. oder Rom und die Verlagsprogramme müssen nämlich, um vom Staat gefördert zu werden, nach einer demokratischen Charta arbeiten. Sie müssen den zivilgesellschaftlichen Beitrag der Literatur erzwingen und kenntlich machen. Einen zivilgesellschaftlichen Beitrag leistet die Literatur dann, wenn sie etwas einspeist, was aufgeht im demokratischen Staat. Eine neue Weise zu sprechen, eine Darstellung von etwas, was zuvor nicht zu sehen war und so fort. Die Staatsapparate, unter ihnen auch das Feuilleton, arbeiten an einem Dispositiv demokratischer Literatur. Florian Kessler in der *Zeit* und Enno Stahl in der *Jungle World* (*Jungle World* 6/2014) attackieren nun dieses Dispositiv der Verwaltung und seine Konsequenzen.¹ Sie fordern Pluralismus (Literatur von anderen und über andere als Arztsöhne). Bemerkenswert daran ist, dass sie damit eben die durch die Verwaltung etablierte Poetik affirmieren. Literatur soll ihnen vor allem ein Medium der Darstellung werden, einer Darstellung, die immer gelingt. Sie gelingt, weil im demokratischen Staat zunächst jede Repräsentation möglich sein wird. Und so lange Repräsentation nicht misslingt, wird der Staat immer die Wirklichkeit alles Möglichen sein. Alles was möglich wird, wird im Staat möglich werden. Damit ist der Staat die Sammlung alles Möglichen und zugleich dessen Grenze.

Demokratie ist ein System verborgener Ausschlüsse. Ausschlüsse des Partikularen durch ein anderes Partikulares, das sich als falsches Allgemeines setzt. Genau besehen ist die pluralistische Repräsentation immer unvollständig. Um dieses System zu optimieren, gibt es die »Literatur von unten«, deren Anwesenheit Enno Stahl bestreitet; es gibt sogar ganz schön viel von ihr. Selbst wenn niemand extra von unten kurz hochkommt, sie zu schreiben. So hat Feridun Zaimoglu 1995 in »Kanak Sprak« Ketten von Aussagesätzen so lange kaputtgalvanisiert, bis ein groschengoldenes schimmerndes Esperanto des Pöbels dabei herauskam. Nun aber fängt der Pöbel,

sobald er sich selbst oder ein Arztsohn ihm Stimmbänder einzeichnet, sofort an zu lügen wie die anrührende Photographie eines Bettlers. Er müsste nämlich nicht nur seinen Ausschluss benennen und sein Leid klagen, und beides schwernehmen, sondern einem Vexierbild gleich diese Aussage zurtücknehmen. Er müsste den Ausschluss benennen und gleichzeitig gestehen, dass diese Benennung ohne Geltung ist. Wie der Kreter, der meint, all seine Landsleute seien Lügner. Denn abgesehen davon, dass ohnehin keiner genau hinhört, wird das Leid nicht verschwinden, wenn es Kulturbesitz wird. Es müsste also eine Darstellung geben, erweitert um ihre Undarstellbarkeit. Diese aber wird mit realitätsfixierter Literatur nicht zu machen sein. Denn die gesellschaftliche Realität ist ja (abgesehen von der nackten Gewalt) nichts anderes als ein karnevalesker Apparat unmöglicher Darstellungen. Sie stellt die Arbeitsteilung in den Geschlechtskörpern dar, den Wert in den Juden und so fort. So, auch das eine unmögliche Darstellung, ist der avancierte Zaimoglu schnell zum Vorzeigetürken des deutschen Kleinstadttheaters avanciert.

»Als Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand er sich in seinem Bett zu einem ungeheuren Ungeziefer verwandelt.« Das ist doch, du hast es erkannt, der Anfang von Kafkas »Verwandlung«. Kurz darauf ist dort die Rede von einem »Menschenzimmer«. Es gibt aber keine Menschenzimmer, alle Zimmer sind die Zimmer von Menschen. Durch solch eine überschüssige, tautologische Attribution erzeugt Kafkas Erzählung einen Abstand von den Menschen. Ihre Welt ist nun nicht mehr so nah und selbstverständlich, dass es ein grammatikalischer Unsinn wäre, sie auch noch durch ein hinzugesetztes »Menschen-« zu benennen. Hier endet die Kommunikation und beginnt die Literatur. Was bis hierhin verboten war, von Fußschuhen zu reden und von der Wandtapete, wird nun möglich. »Treue hält die Kunst den Menschen allein durch Inhumanität gegen sie.«, heißt es in der »Ästhetischen Theorie« Adornos. Die Produktivkräfte der Menschen, von denen ja auch die Sprache eine ist, erweitern sich virtuell, unter der Bedingung, dass es keine einfache Verwirklichung gibt. Nach der Lektüre ist man ja wieder unter den Menschen und das Menschenzimmer sinnlos. Der Kafka war einst ein Schriftsteller für Schriftsteller, ebenso wie seinerzeit Arno Schmidt. Später erst wurde sein Werk augenfällig lesbar. Später, als die Allianz von Verwaltung und Mord in der Wirklichkeit weitläufiger wurde und labyrinthischer, und plötzlich seine Werke eine irrierte Landkarte. Entscheidend aber ist der Moment kurz davor, wenn der

wirkliche Staatsapparat, den natürlich keiner betritt, der Kafka liest, ganz kurz aussieht wie das erzählte Schloss. Und einem Worte wie Menschenzimmer auf der Zunge liegen, die aber dort nicht, unter keinen Umständen, eine Aussage werden können. Man muss dann etwas sagen, was man nicht sagen kann. Es bildet sich ein feiner Riss in der sich darstellenden Wirklichkeit, eine Unmöglichkeit von Darstellung, eine Lücke. Der Staat, die Totalität des Möglichen, beherbergt dann eine durch die Literatur eingeführte Unmöglichkeit. Die Literatur ist die Grenze des Staates, nicht seine Erweiterung. Alles Mögliche ist im Staat nicht möglich, sagt sie.

(Literatur: MEW 23)

Dikki Nraeger



wo ist die rechte zeit

an anderer stelle

limonade prickelt
 es wird gearbeitet
 es prickelt wo gearbeitet wird fuer limonade (an anderer stelle)
 der zug wird nicht rechtzeitig sein
 dort steht: nichts ist umsonst
 steht dort der zug umsonst, wird nichts sein, zur rechten zeit (an anderer stelle)
 es prickelt wo gearbeitet wird fuer limonade
 steht dort der zug umsonst, wird nichts sein, zur rechten zeit
 fuer limonade steht die rechte zeit, sonst den zug umarbeiten bis es prickelt (die anderen sind umstellt)

vor der zeit

häuser sind gruen
 menschen sind sterblich
 in gruenen haeusern sterben sterbliche menschen (vor der zeit)
 glas ist nicht porroes
 die straße nicht belebt
 niemand zu sehen durch das glas, das nicht porroes ist, auf der straße (vor der zeit)
 in gruenen haeusern sterben sterbliche menschen
 niemand zu sehen durch das glas, das nicht porroes ist, auf der straße
 niemand sterben sehen auf der straße aus gruenen haeusern, durch das glas, das nicht sterblich ist (die zeit ist porroes)

fuer limonade steht die rechte zeit, sonst den zug umarbeiten bis es prickelt
 niemand sterben sehen auf der straße aus gruenen haeusern, durch das glas, das nicht sterblich ist

gesehen durch das limonadenglas stirbt die arbeit, ein zug auf der straße, prickelnd wenn leute sterben und sich erheben rechts die haeuser zeitgruen

stellten die anderen sie um,
 ist die zeit porroes

Freitag, 17. 10., 21h

„No country – all free“, Solikonzert

K9, Kinzigstr. 9

Sonntag, 19.10., 19h

Przemek Schreck – Anno 1917 – Ein Landarzt in der Alchimistengasse

Schankwirtschaft Laidak, Boddinstr. 41/42

Mittwoch, 22.10, 19h

Lesung: Kinder von KZ-Häftlingen – eine vergessene Generation

Buchladen OH21, Oranienstr. 21

Sonntag, 26.10., 20h

Film „Neuland“ (D, 2007); „...ein vielfach preisgekrönter Reisebericht durch die ostdeutsche Transformationslandschaft“

Baiz, Schönhauser Allee 26a

Dienstag, 11.11., 19.30h

Thomas Pregel – Hartznovelle

Schankwirtschaft Laidak, Boddinstr. 41/42

Samstag, 15.11., 10-18h

Reiche Gleichheit. Ökonomie bei Hacks.

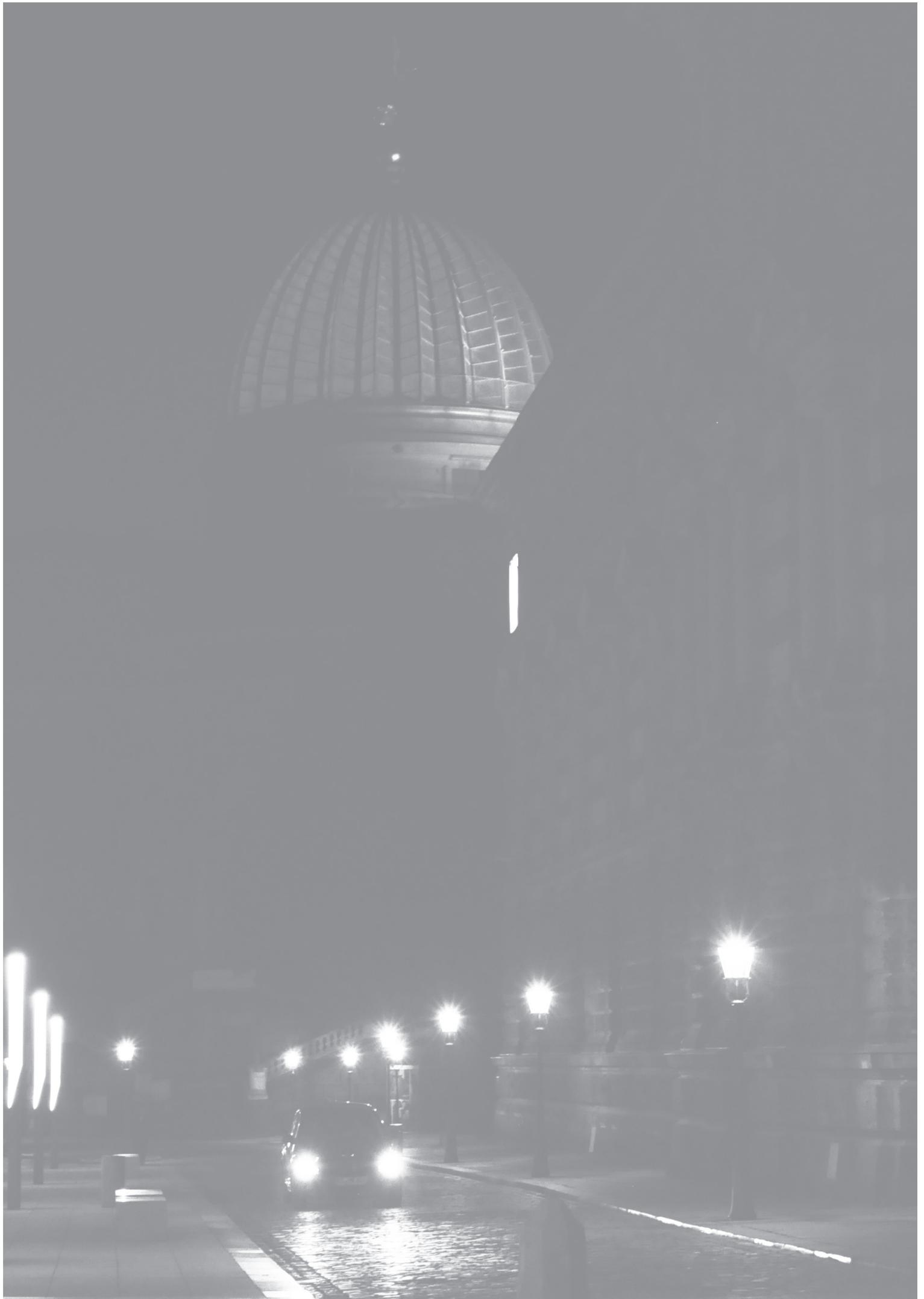
Siebte wissenschaftliche Tagung zu Werk und Leben von Peter Hacks

Magnus Haus Berlin, Am Kupfergraben 7

Sonntag, 16.11., 19.30h

Karl Pfeifer – Einmal Palästina und zurück

Schankwirtschaft Laidak, Boddinstr. 41/42



impressum

„A dynamic university in a modern population centre simply can't be isolated from the realities, human or otherwise, that surround it.“

Hunter S. Thompson

Anschrift: HUCH! Zeitung der Studentischen Selbstverwaltung

Unter den Linden 6, 10099 Berlin // huch@refrat.hu-berlin.de // www.refrat.de/huch

HerausgeberIn: ReferentInnenrat der Humboldt-Universität zu Berlin (ges. AStA).

Redaktion: Tobias Becker, Janina Reichmann (V.i.S.d.P.), Referate des RefRats, Layout und Illustrationen: Lukas Mertens, Fotos: Janina Reichmann, Druck Union Druck, Auflage 3.000

Alle Beiträge stehen, soweit nicht anders angegeben, unter Creative Commons License. Verwendung und Bearbeitung unter folgenden Bedingungen:

/// Angabe der Autorin oder des Autors /// Nichtkommerzielle Verwendung /// Weiterverwendung unter den gleichen Bedingungen

Die einzelnen Artikel geben im Zweifelsfall nicht die Meinung der Redaktion und/oder des gesamten RefRats wieder. Für die Selbstdarstellungen studentischer Initiativen zeichnen weder die Redaktion noch der RefRat verantwortlich. Redaktionsschluss für die Nr. 81 ist der 31. Oktober 2014